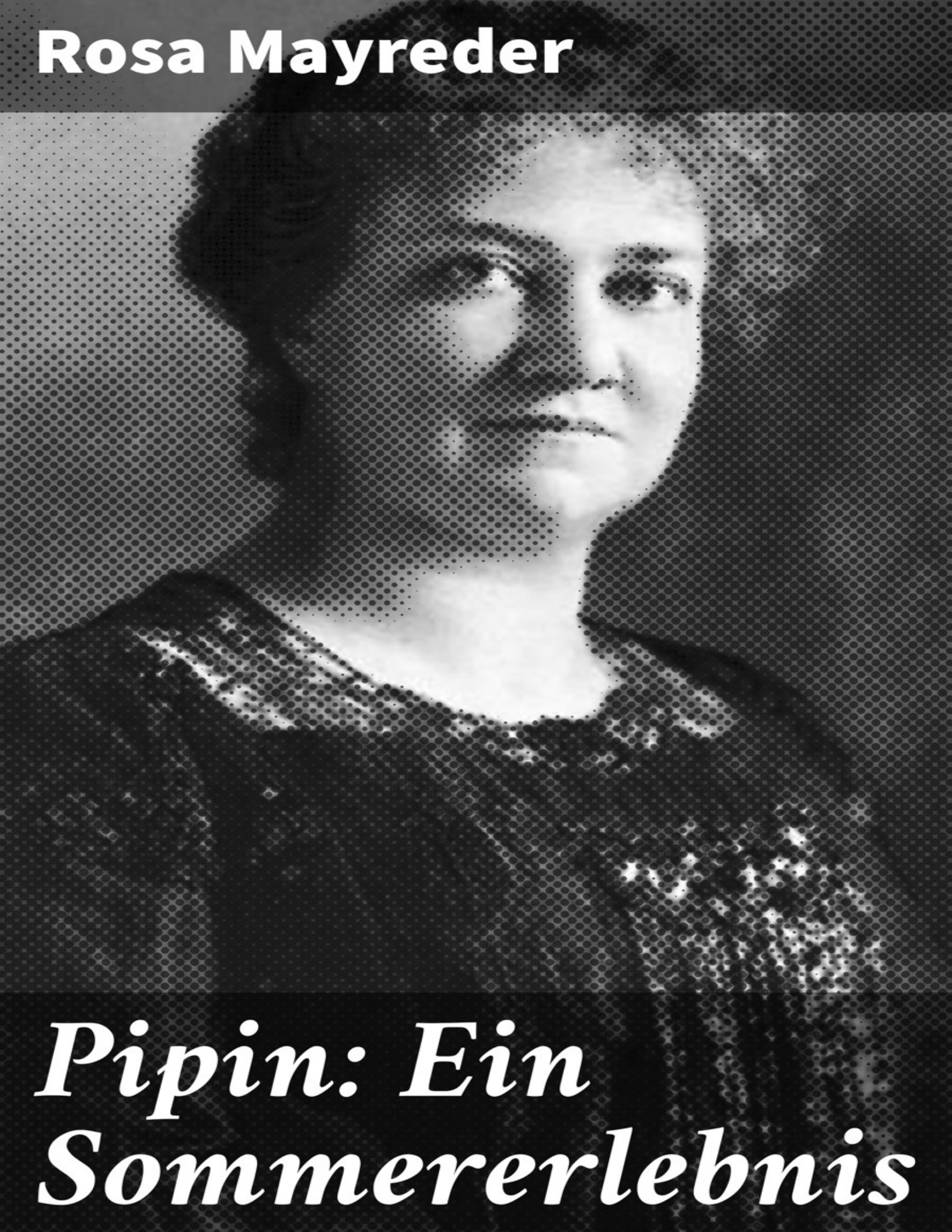


**Rosa Mayreder**



*Pipin: Ein  
Sommererlebnis*

**Rosa Mayreder**

# **Pipin: Ein Sommererlebnis**



Veröffentlicht im Good Press Verlag, 2022

[goodpress@okpublishing.info](mailto:goodpress@okpublishing.info)

EAN 4064066434267

# **INHALTSVERZEICHNIS**

[Cover](#)

[Titelblatt](#)

[I. Teil. Elmenreichs Reden.](#)

[II. Teil. Der Auserwählte.](#)



Leipzig 1903

Hermann Seemann Nachfolger

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Druck der Spammerschen  
Buchdruckerei in Leipzig

---

Neulich einmal waren wir in einer Gesellschaft mit dem Advokaten beisammen, der den Ehescheidungsprozeß Josef Balthasar Stöger's geführt hatte. Natürlich kam das Gespräch gleich auf diesen Fall. Denn in der Welt wurde gerade von nichts anderem geredet - das heißt, in einem jener vielen bürgerlichen Kreise, von denen jeder annimmt, daß er »die Welt« sei. Die Welt also war sehr beschäftigt mit Josef Balthasar Stöger's ehelichen Angelegenheiten. Er selbst hatte sich der Teilnahme wie der Neugier, allen bedauernden Händedrücken und indiskreten Blicken so bald als möglich entzogen und eine Reise um die Erde angetreten.

Man wußte ja längst, daß er von seiner Frau betrogen wurde; vom ersten Tag seiner Ehe an hatte niemand etwas Anderes erwartet. Es war alles gekommen, wie es kommen mußte, mit unfehlbarer Sicherheit und Notwendigkeit. Etwas von einem Naturgesetz lag darin, beinahe etwas Beruhigendes und Befriedigendes. Josef Balthasar Stöger war dazu geboren, betrogen zu werden. Jedermann hatte

auch vorausgesetzt, daß er sich mit dieser Thatsache bei Zeiten abgefunden, sich ohne Widerstreben in das Unvermeidliche ergeben habe. Deshalb war an der ganzen Sache nur eines unverstündlich: warum er versuchte, sich das Leben zu nehmen, als er an der Untreue seiner Frau nicht mehr zweifeln konnte. Er schoß sich eine Kugel in die Brust, wie um dieses thörichte Herz zu strafen, das ihn so sehr in die Irre geführt hatte. Aber die Kugel war mitleidiger als seine Frau; sie ging an seinem Herzen vorbei, und er mußte weiterleben in all dem Aufsehen, das die Entlarvung und Scheidung mit sich brachte.

Allerdings blieb es nicht unbekannt, daß nicht er es war, der diese Entlarvung herbeigeführt hatte. Seine Mutter und seine verheiratete Schwester, empört nicht minder über seine Langmut wie über das Treiben seiner Frau, waren die Regisseure. Sie hatten es, wie die Welt behauptete, geradezu darauf abgesehen, seine Frau so öffentlich als möglich bloßzustellen, damit er endlich genötigt wäre, Ordnung zu machen, und nicht länger versuchen könnte, die Augen zuzudrücken.

Ja, Josef Balthasar Stöger war ein lässiger Wächter seiner Ehre gewesen – darin lag seine Schuld. Die Untersuchungen der Welt, wie weit auch er für sein eheliches Mißgeschick verantwortlich sei, führten stets zu diesem Ergebnis. Und noch etwas fiel sehr zu seinen Ungunsten in die Wagschale. Er war ein lächerlicher Mensch. Wie konnte ein lächerlicher Mensch die Anmaßung haben, eine so schöne Person zu heiraten und zu glauben, daß er ihr als Mann genügen werde? Ein lächerlicher Mensch sollte niemals heiraten; man kann als Frau allenfalls einen launenhaften, einen treulosen,

einen groben, einen tyrannischen Mann ertragen, nur einen lächerlichen nicht.

Als das Gespräch bei dieser These angelangt war, sagte der Advokat zu der Dame, die sie aufstellte:

»Verzeihen Sie, meine Gnädige, was wollen Sie damit sagen, daß er ein »lächerlicher Mensch« war? Worin bestand denn das Lächerliche an ihm, wenn ich fragen darf?«

»Das läßt sich nicht definieren. Alles an ihm war lächerlich; er hatte ein lächerliches Air; wenn er eine Bewegung machte, so sah er lächerlich aus, und wenn er etwas sagte, so bekam es gleich einen lächerlichen Anstrich – mit einem Wort, er war eben ein lächerlicher Mensch.«

»Merkwürdig! Ein Mensch von so grenzenloser Herzensgüte müßte doch eher etwas Sympathisches haben, namentlich für Frauen, sollte man meinen. Aber ich bemerke, daß es gerade die Frauen sind, die ihn lächerlich finden.«

»Herzensgüte! Was nennen Sie denn seine Herzensgüte? Er ist ein schwacher und bornierter Mensch, alles in allem; zuerst hatte ihn seine Frau am Gängelband und jetzt Mutter und Schwester-«

»Aber ganz und gar nicht, meine Gnädigste! Wenn es nach dem Willen seiner Angehörigen gegangen wäre, hätte er gegen seine Frau von aller Schärfe des Gesetzes Gebrauch machen müssen. – Wie die Dinge lagen, wäre er nicht verpflichtet gewesen, ihr auch nur einen Kreuzer auszusetzen. Und Sie wissen ja, daß seine Frau von Hause aus gänzlich unbemittelt war. Er aber hat, gegen den Willen seiner Angehörigen, wohlgerne, in der freigebigsten Weise für sie gesorgt, so freigebig, daß er sich selbst, trotz

seines Reichtums, manche Einschränkung wird auferlegen müssen.«

»Das war sein Fehler von allem Anfang an«, sagte eine alte Dame stirnrunzelnd. »Er hätte seiner Frau von Anfang an den Herrn zeigen müssen, statt ihr in allen Dingen nachzugeben. Eine Frau, die sich nicht vor ihrem Manne fürchtet, wird sich immer allerhand erlauben, was schließlich auf Abwege führt.«

\* \* \*

Während der letzten Jahre hatte ich Josef Balthasar Stöger allmählich aus den Augen verloren; und der unglückliche Ausgang seiner Ehe schien mir nicht der geeignete Anlaß, neuerdings mit ihm anzuknüpfen. Es wäre für ihn nur eine schmerzliche Mahnung gewesen, daß er seinen Weg nicht mit Glück gegangen war – eine doppelt schmerzliche Mahnung, weil auch ich seinerzeit zu denen gehörte, die ihn davon abzuhalten suchten.

Der Zufall wollte es, daß ich am Tage nach dem voranstehenden Gespräch einen Brief von ihm erhielt.

An Bord des »Cristoforo Colombo«  
27. März 1900.

Verehrte Frau!

Seit gestern Morgen bin ich auf dem hohen Meer. Die alte Welt ist hinter mir in den Ozean versunken – nichts mehr als Wasser und Himmel, so weit das Auge reicht. Ich mache keinen Versuch, von der Größe dieses Schauspiels zu reden; ich will nur sagen, daß ich jetzt erst den Mut finde – nein, Mut ist nicht das rechte Wort, denn ich brauche gar keinen Mut dazu, um Ihnen gegenüber, die Sie immer meine nachsichtsvolle Freundin waren, das Vergangene zu

erwähnen. Also daß ich jetzt erst das Bedürfnis fühle, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Sie werden wohl denken: er ist halt auch so ein Undankbarer, der sich um seine alten Freunde nicht kümmert, bevor nicht das Unglück bei ihm eingeekehrt ist. Aber sehen Sie, gerade, weil das Unglück hinter mir versunken ist wie die alte Welt, deshalb komme ich wieder zu Ihnen. Nicht das Leiden, nur das Unglück. Und bisher habe ich nicht gewußt, daß das zweierlei ist. Wie soll ich es Ihnen nur sagen? Mein Herz ist wieder voll Dank, voll Dank; und zugleich ist es doch tot, verdorrt wie eine Pflanze, die aus ihrem Erdreich ausgerissen worden ist. Dieser Vergleich paßt aber nicht; denn ich lebe ja wieder, ich lebe wieder innerlich, als ob ich ein anderes Erdreich gefunden hätte. Und das ist es, was ich Ihnen erzählen will.

Vor vier Tagen habe ich mich in Genua eingeschifft. Meine Mutter hat mich bis dahin begleitet; und ich weiß kaum, wie ich hingekommen bin. Ich ließ mit mir geschehen, was festgesetzt war; mein Schwager hatte das Reiseprogramm ausgearbeitet, Ankunft, Abfahrt, Ankunft, Abfahrt, alles zuverlässig nach dem letzten Eisenbahntarif. Ich sollte an die Riviera, in die belebtesten, elegantesten Orte, wo sich die Hautevolée von ganz Europa trifft und alle Tage ein anderes Fest ist. Zerstreuen sollte ich mich, niemals einen Augenblick mit mir allein sein, immer unter Menschen, immer im Gewühl, umgeben von heiteren sorglosen Gesichtern: Das hatten sie mir verordnet. Es war schrecklich. Der bloße Gedanke an die Unterhaltungen, die mir bevorstanden, raubte mir die Fassung. Da war freilich nicht viel zu rauben. Gefaßt – o Gott, ich war nicht gefaßt, ich war nur stumpf, nur müde, nur innerlich gestorben.



Jeden Tag in der Frühe beim Aufwachen dachte ich mit Schauern: ein ganzer Tag, ein ganzer, endloser Tag fängt wieder an! Wozu, wozu? Wozu geht ein unnützer, lebensuntauglicher, schiffbrüchiger Mensch mit einem falschfreundlichen Gesicht herum und will sich zerstreuen, und will thun, als hätte er noch etwas vom Leben zu erwarten? – Dann war ich nicht imstande, den Entschluß zu fassen, der dazu gehört, sich im Bett aufzusetzen, und blieb liegen wie ein Gelähmter, unfähig, ein Glied zu rühren, bis die Mutter den Kopf bei der Thür hereinsteckte und mit ihrer ängstlichen Stimme sagte: »Fehlt dir was, Pepi, weil du nicht aufstehst? Soll ich um einen Doktor schicken?«

So waren wir nach Genua gekommen, und so sollten wir am nächsten Morgen nach San Remo weiterfahren. Da hielt ich es nicht mehr aus. Ich stand auf, zog mich an und ging fort. Es war noch nicht Mitternacht. Der Hausknecht wollte eben das Thor zumachen; er grüßte mich mit einem einverstandenen Grinsen und trug sich als Führer an. Ich sagte, ich wüßte schon meinen Weg, und ging so rasch davon, als wüßte ich ihn wirklich. Das Meer ist aber in Genua nicht schwer zu finden; man kann es nicht verfehlen, wenn man nur immer bergab geht. Und als ich unten war, ging ich an der Küste fort, aus der Stadt hinaus. Da war ich endlich allein, nach allen diesen furchtbaren Wochen das erste Mal wieder allein!

Der abnehmende Mond stand über dem Meer; unten an den Felsen leuchtete die Brandung. Ihr gleichmäßiges Rauschen hatte etwas Besänftigendes, etwas Verlockendes. Man brauchte nur hinabzusteigen, zehn Schritte, fünfzehn Schritte – vielleicht glitt man in dieser schwachen Helligkeit

aus und fiel hinab zwischen die Klippen, wo die Brandung rauschte. Dann wurde man hinausgetragen in das glänzende Meer-----

Hatte ich denn noch ein Recht zu leben? Ich lebte ja gegen meinen Wunsch und Willen, nur aus einer Ungeschicklichkeit, weil ich auch hier nicht zu treffen verstanden hatte. Immer daneben zu greifen, immer das nicht zu sehen, was jeder andere sieht - unverbesserlich, unabänderlich, unheilbar dumm, das lag auf mir mit einer unerträglichen Gewißheit und erdrückte mich. Wenn irgend ein Mensch gewarnt worden war, wenn irgend ein Mensch die Möglichkeit gehabt hatte, seinem Unglück zu entgehen, so war ich es. Das war ja das unerträglich Demütigende, daß alle, die mich mit Güte oder mit Gewalt seinerzeit von meinem Willen abbringen wollten, recht behalten hatten, und ich mit meiner innerlichen Sicherheit, mit meinem Glauben und Vertrauen Unrecht!

Aber hier, in dieser ungeheuren Einsamkeit, hatte dieser Gedanke auf einmal seinen Stachel verloren. Auf einmal erschien er mir ganz gleichgültig. Er fiel von mir ab wie eine Kette, in der ein Glied aufgeht.

Und wie ich so saß und hinausstarrte auf den schimmernden Meeresspiegel, fühlte ich, daß eine Wandlung in mir vorging. Dieses ohnmächtige kleine Ich, dessen Nichtigkeit mich so elend machte, schien hinauszufließen in die weite Welt und wurde ein Teil von ihr; es gehörte zu ihr wie der Stein, auf dem ich saß, wie der Nachtwind, der in den Büschen säuselte, wie das Wasser, das da unten rauschte. Und aus dieser Weite kam es zu mir zurück als ein Geschenk der Natur, in das sie etwas von sich

selbst hineingelegt hat, das Beste, was sie geben kann. Und jetzt schien es mir nicht mehr elend und gering. Und jetzt sah ich alles in einem anderen Licht. Etwas Neues kam über mich, das ich nicht ausdrücken kann, so ein Gefühl, daß alles, was sich ereignet hatte, notwendig und in sich unabänderlich war. Daß es für mich das Leben war, das zu mir gehörte, und daß kein anderes aus mir hervorgehen konnte, und daß ich es deshalb hinnehmen mußte, ohne zu mucksen, weil es eben das meinige war, wie ein Vater sein Kind hinnehmen muß, wenn auch andere Leute schönere, begabtere, glücklichere Kinder haben. Wenn mir jetzt die Macht gegeben worden wäre, diese sieben Jahre aus meinem Leben zu streichen, hätte ich es gethan? Wenn ich wieder dorthin gestellt worden wäre, wo ich vor sieben Jahren stand, hätte ich anders gehandelt? Nein, tausendmal nein!

Und da fiel die andere Kette von mir ab. Sobald alles in mir selbst beschlossen lag, dann brauchte ich auch kein Ankläger mehr zu sein, kein Richter und kein Rächer. Ich hatte der Welt die Ehre gegeben, das war ihr Recht - sollte ich für mich nicht die Liebe behalten dürfen? Die war mein Eigentum, innerlich, und alles äußerliche Geschehen hatte damit nichts zu schaffen. Die ganze Zeit her war ich in einer Art Verpflichtung zu Groll und Haß gesteckt wie in einem Panzer, hatte mir mit aller Gewalt weiß machen wollen, daß alles aus sei zwischen ihr und mir. Jetzt aber, ganz allein mit Himmel und Erde, wußte ich, daß sich in meinem Innern nichts geändert hatte, daß sich nie etwas ändern würde. Alles, was geschehen war, war nur an der Oberfläche geschehen, in der Tiefe blieb alles wie früher. Und sollte es

bleiben. Vielleicht wird auch ihr das Leben eines Tages schwer und bitter sein, vielleicht wird ein Tag kommen, an dem sie Hilfe braucht – aber auch wenn dieser Tag niemals kommt! Für mich ist sie wieder, was sie früher für mich war, das schöne, herrliche, hohe Weib, das sie sein könnte, wenn es keine äußeren Einflüsse gäbe, denen sie unterliegt. Dieses Bild ihres wahren Wesens lebt in mir, untrennbar mit mir verbunden, dieses Bild bleibt mein eigen, ist mein für alle Zeit. Es war ein Schiff, das fuhr im Sonnenschein übers Meer; dann kam ein großer Sturm, und es ging unter. Niemals mehr wird es über das blaue Meer fahren. Aber unten auf dem Grunde liegt es still und unversehrt. Die stummen Fische betrachten es mit ihren großen runden Augen, und bunte Muscheln, schön wie Schmetterlinge, setzen sich darauf...

Und während der Nachtwind von den blühenden Gärten Frühlingsgerüche an mir vorübertrug, während der Mond seinen Weg über den wolkenlosen Himmel vollendete, während die Brandung leise wurde, und das Meer glatt, schien es mir, als ob diese Meeresstille in mich hereinflösse und mich ausfüllte mit ihrer großen Ruhe und Herrlichkeit. Erinnerungen kamen und gingen; aber sie hatten nichts Peinigendes mehr. Ich dachte an eine andere Mondnacht; da spiegelte sich auch diese glänzende Scheibe in einer stillen Wasserfläche. Lachende glückliche Menschen standen herum und spielten mit glänzenden Gedanken. Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau? Damals erzählte Dr.Kranich die Geschichte von der Mondfee und den schwarzen Schwänen, über die ich so lachte, weil ich keine Ahnung hatte, wie ominös sie war. Und Elmenreich machte daraus eine

Geschichte vom fliegenden Holländer, die ich auch nicht ganz verstand. O diese nachträgliche Einsicht, daß man nichts von dem verstanden hat, was um einen vorging! Aber still! Das ist ja vorüber und abgethan. Mir ist jener Abend unvergeßlich geblieben, weil ich damals zum erstenmal in einer plötzlichen Eingebung fühlte, daß sich etwas Großes und Neues in mir zugetragen hatte. Es war kühl geworden, während wir da unten am Ufer standen und lachten; ich glaubte bemerkt zu haben, daß sie schauderte. Als ich ihr ihre Jacke brachte, sah sie mich mit einem so seltsamen Blick an; und dann - ich hielt ihr die Jacke zum Anziehen - dann lehnte sie sich einen Augenblick, einen ganz flüchtigen Augenblick lang an meine Schulter. Nein, niemals wird der Glanz, den dieser Augenblick in meine Seele goß, erlöschen!-----

-- Die Zeit verging. Ich versank allmählich in einen Halbschlummer, ohne daß ich die Augen von dieser magischen, unendlichen Meeresfläche abwenden konnte. Alte Knabengeschichten, Knabenwünsche tauchten wie im Traume auf, die kühnen Robinsonaden, von denen man voll ist, wenn man die ersten Indianerbücher in die Hand bekommt. Vielleicht lag in meinen Knabenidealen ein richtiger Instinkt: es wäre doch besser für mich gewesen, ich wäre irgendwo am Orinoko oder Maranon Pflanzler geworden... (Sie sehen, ich bin vor Rückfällen noch immer nicht sicher!)

Jedenfalls hat die seltsame Klarheit, mit der diese Gedankenwelt wieder vor mir aufstieg, das Kommende vorbereitet. Als ich nämlich in der ersten Morgendämmerung über den Hafen nach Hause ging, fiel

mir ein großer Dampfer in die Augen, auf dem schon in dieser frühen Stunde ein geschäftiges Treiben herrschte. Ich redete einen vorüberkommenden Matrosen an: um acht Uhr ging das Schiff nach Rio de Janeiro ab. Und wie ein Blitz durchfuhr es mich: Da gehst du mit! Ich lief nach Hause; noch ganz außer Atem stürzte ich zur Mutter hinein, und sagte: Mutter, steh auf, packe meine Sachen; ich fahre heute um acht Uhr nach Rio de Janeiro. Die arme Frau glaubte im ersten Schrecken, ich hätte den Verstand verloren. Aber als sie sah, daß ich Ernst machte, und auch, daß ich voll froher Laune und ein verwandelter Mensch war, ergab sie sich leichter, als ich zu hoffen gewagt hatte, in meinen Entschluß.

Sie dürfen mir glauben, gnädige Frau: als die Ankerkette rasselte und die erste unbestimmte Bewegung durch das Schiff ging, da erfüllte mich ein so reines, ganzes Gefühl, wie ich es seit Jahren nicht mehr empfunden habe. Seit Jahren! Aber nichts mehr davon! Ich gehe in die neue Welt – nicht um ein neuer Mensch zu werden, sondern um mich mit dem alten in mir dauernd wieder vertragen zu lernen. Und so werde ich auch von der anderen Seite der Erde eines Tages – kann sein erst in vielen Jahren – wieder zurückkommen

als Ihr getreuer, unveränderlicher  
Pipin.

\* \* \*

Diese Zeilen riefen mir vergangene Zeiten lebhaft in die Erinnerung zurück. Sie waren der Anlaß, daß ich mich wieder mit Personen und Ereignissen zu beschäftigen begann, die inzwischen aus meinem Gesichtskreis

entschwunden waren. Ich suchte alte Papiere hervor, Briefe, die ich in einer mehrmonatlichen Abwesenheit an meinen Mann geschrieben hatte, Tagebücher, in denen ich manches aufgezeichnet hatte, was mir aus besonderen Gründen damals nahe ging. Damals stand allerdings für mich nicht Josef Balthasar Stöger im Vordergrund.

Jetzt widme ich ihm diese Blätter. Ich habe sie in ihrer ursprünglichen Gestalt gelassen, ohne Ergänzungen hinzuzufügen, obwohl sie nur eine sehr lückenhafte Chronik seines Geschickes bilden.

Denn was erfährt man von dem Geschicke derjenigen, die neben uns leben? Irgend etwas ereignet sich; aber es ist nicht das Gleiche für alle, die dabei sind. Jeder handelt nach seinen verborgenen Gründen, geht nach seinem heimlichen Ziele, und der Zuschauer deutet die äußeren Zeichen. Die innere Seite des Geschehens bleibt unsichtbar und unmitteilbar; sie muß erraten werden, wie man ein Rätsel löst. Darin liegt eine Gefahr des Lebens, aber auch ein Zauber. Wer das erfahren hat, wird es vorziehen, wenn der Zuschauer sich nicht in einen Erzähler verwandelt.



## **I. Teil.**

# **Elmenreichs Reden.**

[Inhaltsverzeichnis](#)



Elmenreich: »Eine herrliche Gegend? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, gnädige Frau? Gebirge ist das Unerträglichste, was es auf der Welt giebt! Und gar ein

solches Gebirge wie hier! Diese Berge ohne Größe der Linien, einer vor den anderen getürmt – eine zwecklose Einengung des Horizontes, weiter nichts. Der Teufel soll mich holen, wenn ich jemals künftig wo anders Erholung suche als am Meer. Der Anblick des Meeres, das ist es, was man braucht; etwas Ungeheures, an das der Mensch nicht herankann, etwas ganz Großes, ganz Wildes, ganz Ungebändigtes, vor dem man den erbärmlichen Schnickschnack der Kultur vergißt. Nichts sehen als Wasser und Himmel, nichts hören als das Rauschen der Brandung, die das Denken einschläfert, dieses gottverdammte Denken, an dem man vor der Zeit alt und hilflos wird und unbrauchbar für alle guten und gesunden Dinge des Lebens.

Hingegen das Gebirge – pfui Teufel! In den Thälern herumbummeln, auf diesen braven, wohlgeebneten, kiesbestreuten Promenadewegen, wo man dem Regierungsrat Müller und dem Hofrat Mayer und allen übrigen Mayer und Müller der Welt begegnet, während einem die Berge vor der Nase stehen wie zum Hohn! Dort oben die Freiheit, die Einsamkeit, die Größe! Wer aber kann denn jeden Tag auf einen solchen einsamen Gipfel klettern, von dem man drei Tage lang den Knieschnapper behält, nachdem man wieder unten ist? Und dann einsame Gipfel, schon gut! Nicht einmal die halten sich mehr frei von den lästigen sozialen Wesen, von denen die Thäler bewimmelt sind. Das Bergsteigen ist so recht die Erfindung eines banausischen Zeitalters, das nichts Hohes unangetastet lassen kann, eine Erfindung für Alpenvereinsmitglieder, die in der Natur nur die markierten Wege suchen. Einstmals wohnten auf den Bergesgipfeln die Götter; heute – Gott steh



uns bei! Giebt es denn noch eine Höhe ohne Schutzhütte und Touristen? Und gar die Zahnradbahnen! Empörend, diese gemästeten Kommerzienräte, vor denen man auch 2000 Meter über dem Meere nicht mehr sicher ist! Das ganze deutsche Flachland hat man jetzt bei uns in den Bergen auf dem Halse! Unlängst, bei einem Ausflug nach Sankt Wolfgang - dieser ehemals so reizende Ort, man möchte blutige Thränen weinen-«

Der Hotel-Omnibus klapperte und rasselte, während wir durch die schlechtgepflasterten Straßen des Marktes fahren. Elmenreich mußte schreien, um sich verständlich zu machen. Er bemerkte nicht, daß er mir eine unangenehme Enttäuschung bereitere, indem er gleich bei meiner Ankunft die Gegend heruntermachte, die er mir noch drei Wochen früher so lebhaft angepriesen hatte.

Als wir uns nach einer halbstündigen Fahrt wieder einem Orte näherten, grüßte Elmenreich jeden dritten Menschen. Er schien sämtliche Sommergäste zu kennen. Jemand sprang sogar für einen Augenblick auf den Wagentritt und rief herein: »Heute um 5Uhr Rendezvous auf der Seewiese; Sie sind doch dabei, Herr Doktor?«

Dann sah ich eine jugendliche Männergestalt, ganz in weißen Flanell gekleidet, die Straße kreuzen. Eine blaubunte Schärpe leuchtete für einen Augenblick unter dem weißen Rock hervor. Und auch der wiegende Gang mit den kurzen Schritten war nicht zu verkennen, obwohl mir die Gestalt gleich wieder aus dem Gesichte verschwand.

»Wenn ich nicht wüßte, daß es unmöglich ist, möchte ich schwören, daß eben - Graf Hermosa vorübergegangen ist«,

sagte ich, ungewiß, ob nicht Elmenreich schon bei dem bloßen Namen außer sich geraten würde.

Ohne sonderliche Gemütsbewegung versetzte er in seinem gewohnten ärgerlichen Tonfall:

»Natürlich ist er vorübergegangen! Er treibt sich ja den ganzen Tag hier auf der Straße herum.«

»Wie? Graf Hermosa ist wirklich hier?«

»Warum sind Sie so verwundert darüber, gnädige Frau?«

»Ja aber – begegnen Sie ihm da nicht zuweilen?«

»Zuweilen? Täglich, stündlich, jeden Augenblick.«

»Und – und weicht er Ihnen dann aus? Oder grüßen Sie einander?«

»Warum sollen wir uns denn nicht grüßen? Wir speisen doch mittags und abends an demselben Tisch!«

Elmenreich ärgerte sich über meine Verwunderung.

»Sie halten dergleichen Menschen für zu wichtig, gnädige Frau«, sagte er geringschätzig. »Der gute Graf ist nicht bedeutend genug, als daß man dauernd mit ihm in Feindschaft leben könnte. Man muß solche Leute als das nehmen, was sie sind – als einen Stoff zur Unterhaltung. Im Grunde habe ich ihn nie für etwas anderes gehalten.«

»Aber Elmenreich! Wenn Sie jetzt behaupten wollen, daß Sie den Grafen nie ernst genommen haben!«

»Also meinetwegen: früher habe ich mich wohlwollend mit ihm unterhalten – und jetzt habe ich das Wohlwollen gestrichen. Aus der Welt schaffen kann ich ihn nicht, so lasse ich ihn eben mitlaufen.«

\* \* \*

(Aus einem Briefe an meinen Mann.)

2. Juli 1893.

... denn in einen Kurort geschickt werden, hat immer etwas von einer Verbannung. Man wird herausgerissen aus der natürlichen Lebensform und in eine künstliche verpflanzt, in welcher der Müßiggang regiert. Man fühlt sich ausgeschaltet, unnütz, überflüssig.

Und daß ich hier ohne dich ausharren muß, macht das Gefühl des Verbanntseins noch lebhafter. Ohne dich nimmt das Leben für mich eine seltsame Kälte und Fremdheit an; es ist, als ob es alle Wärme und alles Licht von dir empfinde. Die Menschen und Dinge gleiten an mir vorbei, aber sie nähern sich mir nicht. Und so werde ich hier allein herumgehen und darüber nachdenken, wie öde die Welt ist ohne diese göttliche Zuflucht einer geliebten Seele. Ich werde allein herumgehen unter lauter Fremden, die da neben mir hinleben mit undurchdringlichen Stirnen wie mit geschlossenen Visieren, gleichgültig, höflich, nur mit sich selbst beschäftigt-.

Aber du hast recht: ich bin undankbar. Ich vergesse, daß Elmenreich da ist.

Ja, Elmenreich ist da. Er erwartete mich auf dem Bahnhof, als ich ankam; er hatte ein Bouquet Alpenrosen mitgebracht, um es mir zu überreichen. Ich glaube, daß er sich sogar über meine Ankunft freute. Und das Gesicht eines Freundes an einem fremden Orte ist auf alle Fälle ein lieber Empfang. Aber - je nun, Elmenreich ist der Mensch des Aber. Ich glaube fast, daß er es gewesen ist, der mich auf den Gedanken an die undurchdringlichen Stirnen und die geschlossenen Visiere brachte. Das scheint ihm gegenüber nicht am Platze zu sein; redet er denn nicht so viel, teilt er nicht alles mit, was ihm durch den Kopf geht-? Aber gerade

sein vieles Reden macht ihn unerkennbar, kommt mir vor. Zum mindesten erscheint er mir in dieser fremden Umgebung nicht wie ein Altbekannter, wie ein Freund. Ich weiß nicht, warum: ich hatte auf einmal den Eindruck, als sei er ein anderer. Bei uns zu Hause, auf seinem gewohnten Platz, mit uns allein, ist er mir etwas Vertrautes, zu uns Gehöriges gewesen; hier fühlte ich plötzlich, wie wenig man einen Menschen kennt, den man immer nur in *einer* Situation gesehen hat...

\* \* \*

Elmenreich begleitet mich auf meinem vorgeschriebenen Morgenspaziergang, obwohl er selbst nicht zum Kurgebrauch hier ist. Ich verstehe nicht ganz, warum er sich hier aufhält. Hört man ihn, so gewinnt man den Eindruck, daß ihm hier nichts behagt, am wenigsten die vielen Menschen, mit denen er fortwährend in Berührung kommt.

»Fremde Menschen – was für eine Plage! Sich selbst wieder in Szene setzen müssen! Sich aufspielen müssen vor diesen gleichgültigen Augen, deren Blick immer an der Oberfläche haften bleibt! Und dazu das Befremden über das wunderliche Wesen, das aus der stillen Intimität des eigenen Innern herausgestiegen kommt! Wie angenehm haben es doch die Leute, die sich immer so wohl fühlen in der eigenen Haut, daß sie niemals auf den Gedanken kommen, was für ein erstaunliches und rätselhaftes Ding dieses Ich im Grunde doch ist, dieses Ich, das da in unserem Körper agiert wie ein schlechter Schauspieler. Zu denken, daß es Menschen giebt, die noch nicht auseinandergefallen sind in Zuschauer und Schauspieler! Die immer ganz bei sich zu Hause sind, sich ganz identifizieren mit dem *Spiritus*

*familiaris*, der die Maschine in Bewegung setzt. Weiß der Teufel: was mich betrifft, mein Zuschauer zischt seinen Schauspieler gewöhnlich aus. Er ist gewöhnlich nicht erbaut über das Auftreten dieses mittelmäßigen Künstlers. Und doch ergreift er, wenn's darauf ankommt, für ihn Partei gegen das Publikum in der Außenwelt, das ihn aus der Stimmung bringt. Uff! Wenn der Mechanismus des Innenlebens so kompliziert geworden ist, sollte man sich nicht mehr den Berührungen aussetzen, die mit der Geselligkeit verbunden sind. Man erleidet zu viele Störungen. Und man braucht einen unverhältnismäßigen Aufwand von Kraft, um sich wieder ins Gleichgewicht zu setzen...«

Wir waren eine Stunde oder länger auf einem einsamen Waldweg gegangen; als wir auf den Promenadeweg einlenkten, kamen gerade die Kurgäste von ihrer Morgentour zurück. Es wimmelte nur so von Menschen. Und Elmenreich kannte jedermann, begrüßte jedermann, blieb mit jedermann fünf Minuten beisammen stehen.

»Diese vielen Begegnungen sind Ihnen gewiß lästig«, sagte ich. »Könnten wir nicht einen anderen Weg einschlagen?«

Man braucht hier bloß hundert Schritt abseits zu gehen, auf einen der Wege, die der Verschönerungsverein nicht in Stand hält, und man ist ganz allein.

Aber Elmenreich überhörte meine Bemerkung. Er schien sich in dieser Gesellschaft ganz wohl zu fühlen.

»Nur eines bitt' ich Sie, Elmenreich: stellen Sie mir nicht alle Ihre hiesigen Bekannten vor, wenn wir ihnen begegnen!«

»Das geht doch nicht anders«, antwortet er erstaunt.  
»Was würden sonst die Leute denken?«

»Nun, Sie könnten ja Ihren Bekannten nachträglich sagen, daß ich menschenscheu bin oder dergleichen-«

Das versetzte ihn in Heiterkeit:

»Sie und menschenscheu! Niemand paßt besser für den Umgang mit Menschen als Sie! Sie besitzen die Gabe des Zuhörens - und im Grunde verlangt jeder zu allererst von seinen Mitmenschen, daß sie hören, was er zu sagen hat. Jeder will selber reden, keiner will zuhören. Deshalb ist ein aufmerksamer und teilnahmsvoller Zuhörer der geeignetste Gesellschafter. In diesem Punkte werden Sie nur von einer einzigen Person übertroffen, die ich kenne, und das ist Pipin.«

»Pipin? Wer ist Pipin?«

»Pipin - mna, Pipin ist Pipin. Gegenwärtig befindet er sich auf einer Bergtour mit Dr.Kranich. Wenn er zurückkommt, werde ich ihn Ihnen vorstellen - außer Sie bestehen darauf, daß ich Sie mit niemandem mehr bekannt mache-?«

\* \* \*

Sonntag.

Die Messe war aus. Ein Strom von Menschen ergoß sich ins Freie, Einheimische und Sommergäste durcheinander. Unter diesen größtenteils Damen, aber auch eine kleine Anzahl älterer Herren.

Elmenreich lehnte sich an das eiserne Geländer, das die Umgebung der Kirche von der höhergelegenen Fahrstraße trennt, und sah hinunter.

»Da kommen sie alle, die Sonntagsreiter des Glaubens«, sagte er verächtlich, »alle, die sich's mit dem lieben Gott